

[Nachdruck verboten.]

10] Das Gemeindegeld.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbach.

Birgil und sein Weib gehörten schleunig, trafen aber schon am Ausgang der Stube mit Peter und dem Arzte zusammen. Dieser ließ die unbefugte Kollegin hart an mit der Frage, was sie hier zu suchen habe. Nicht minder mißtrauisch und viel derber wies Peter die beiden Alten hinweg.

Das Ehepaar legte den Heimweg schweigend zurück.

In der Stütze angelangt, begab die Frau sich sogleich zu der Truhe, kramte eine schmutzige, in Lumpen gehüllte Schachtel hervor und entnahm ihr zwei Fläschchen. Das eine trug die Etikette der städtischen Apotheke mit der Aufschrift: „Kamillengeist“. Der Inhalt der zweiten war von gelbgrauer Farbe und hatte einen dicken weißlichen Bodensatz. Aufmerksam prüfend hielt die Frau das Fläschchen gegen das Licht und begann es langsam in ihren Fingern zu drehen.

Birgil hatte sich auf die Bank gesetzt. „Was tust?“ fragte er plötzlich. „Was willst ihm helfen? Laß ihn.“

„Dem kann niemand helfen,“ antwortete das Weib. „Der muß sterben.“

„Muß sterben? — Was willst also? . . . Miß Dich nicht hinein.“

Sie zuckte die Achseln: „Dreiviertel Jahr oder ein ganzes kann er's schon noch machen.“

„Oder ein ganzes?“ wiederholte Birgil bestürzt, dachte nach und rief auf einmal voll Grimm: „Gast gesehen, wie sein Bursch mit uns war?“

„Nur lauter Angst vorm Vater,“ versetzte das Weib. „Er möchte uns prügeln aus lauter Angst . . . Und sie kriegt auch noch Prügel von ihm — dann!“ Sie legte ungemeines Gewicht auf dieses Wort und zwinkerte mit ihren blassen Augen. „Dann — wenn die Verliebtheit berraucht sein wird, und die berraucht bald, wie die Bursche schon sind, die schlechten Kerls. Paß Dich, wird's dann heißen, ich hab nichts mehr mit Dir zu tun! Und das Mädel weiß, daß es so kommen kann, und wenn's so kommt, dann geht das Mädel in den Brunnen.“

Birgil stieß einen heiseren Laut hervor und bekreuzte sich dreimal nacheinander: „Gered! albernes Mädelgered!“

„Von unserer ist's kein Gered,“ erwiderte das Weib mit innigster Ueberzeugung, „die tut's.“

„Tut's nicht.“

„Laß nur d'rauf ankommen.“

„Ich schon. Meinetwegen braucht sich der Kader nicht zu schmirren.“

„So soll sie gehen. 's wird halt auf der Welt um ein armes Mädel weniger geben. Mich hätt's nur g'reut, wenn der Alte früher gestorben wäre, jetzt! so lang noch der Peter, wenn er dürrt, wie er wollt, sie nehmen tät . . . Und wenn sie ihn nur hätt! wenn nur!“ Das Weib brach in ein Gelächter aus, „dann wär er's, der Prügel bekäm.“

Birgil nahm zuerst teil an ihrer lauten Heiterkeit, doch hielt er bald inne, verzog heuchlerisch den Mund und sprach tief aufseufzend: „Gott geb's, daß der liebe Gott den armen Herrn Bürgermeister bald erlöst.“

„Vielleicht gibt er's,“ versetzte rauheren Tones die Frau, „und jetzt mach fort und hol den Buben.“

„Er geht nicht.“

„Sag, daß der Bürgermeister es befiehlt.“

„Er geht doch nicht.“

„So sag, daß die Winka um ihn schickt.“

Der Herr stand auf und schlich dem Ausgang zu. Dort blieb er stehen, wandte sich und sprach: „Du hörst — helfen sollst ihm just nicht, was Unrechtes geben aber auch nicht.“

„Gönnisch blinzelte sie ihn an: „Werden schon sehen,“ um ihre dünnen, über das vorstehende, noch gut erhaltene Gebiß fest gespannten Lippen flog ein grünlicher Schatten.

Den Mann überließ's, er humpelte sagte davon.

Zwei volle Stunden ließ Pabel auf sich warten. Es war beinahe Nacht, als er endlich kam, an die Tür klopfte und nach Winka fragte. In die Stütze einzutreten, war er nicht zu bewegen.

Der Herr, der ihn begleitet hatte, lehnte an der Wand und rührte sich nicht. Bei den Nachbarn herrschte Stille, nur unterbrochen durch das kräftige Schnarchen Arnosts, dessen Lagerstätte in der Nähe des Fensters stand.

Winklova erschien auf der Schwelle: „Die Winka schlaf schon,“ sagte sie, „jetzt kannst sie nicht mehr sehen, warum kommst so spät. Mußt auch gleich zum Bürgermeister.“

„Ich?“

„Sollst ihn selbst bitten, daß er Dich beim Lehrer laß und —“ sie senkte die Stimme zu kaum hörbarem Geslüster, „und mußt ihm auch ein Mittel bringen.“

„Aha! Pabel begriff sogleich, um was es sich handelte. Er war oft genug seiner Prinzipalin verschwiegener Bote bei Kranken gewesen und teilte mit dem ganzen Dorfe den Glauben an ihre Kunst und an die Heilkraft ihrer Medikamente. So streckte er die Hand aus und sprach: „Geht her.“

Sie reichte ihm das Fläschchen mit dem harmlosen Inhalt und schärfte ihm umständlich die Vorsichtsmaßregeln ein, unter denen es „auf dreimal“ zu leeren sei. „Geht durch den Garten,“ schloß sie, als der Junge ungeduldig zu werden begann und ihr nur noch mit halbem Ohre zuhörte: „halt Dich weit von der Straße, daß Dich der Nachtwächter nicht sieht. Die Magd weiß, daß Du kommst, und wird Dir aufmachen.“

Mit ein paar Sägen war Pabel auf dem Feldrain, eines Augenblick hob sein dunkler Schatten sich vom bleigrauen Horizont ab, dann war er verschwunden.

Winklova trat auf ihren Mann zu, faßte ihn am Arm und zog ihn einige Schritte mit sich fort. „Jetzt laufft dem Buben nach und sag ihm: Bald hätt die Frau vergessen, das da muß er zuerst austrinken und das Fläschchen gleich wieder zurückschicken, damit die Frau es im Mörser zerstoßen und das Pulver auf sieben Maulwurfsbügel streuen kann, sonst hilft alles nichts. So sagst ihm und das gibst ihm.“

Sie drückte ihm etwas Kleines, Kaltes in die Hand, bei dessen Verührung ihn schauderte.

„Um Gotteswillen, ist das was Unrechtes drin?“

„'s is was gegen die Schmerzen; die werden gut davon.“

„Wie den Kaden ihre,“ sagte er und flügte plötzlich im Zorn geratend, hinzu: „Warum hast Du's nicht gleich dem Buben mitgegeben, warum soll ich's hintragen?“

Sie sicherte: „Daß Du nicht sagen kannst, wenn's aufkommt: Ich weiß nichts davon: daß Du mich nicht sitzen lassen kannst, wie Du gern möchtest, wenn's schief geht; darum, Du Heiligling. Und jetzt lauf.“

Er trat von ihr weg. „Ich geh nicht,“ sagte er.

„So laß ihn leiden! . . . Niemand weiß, was der noch leiden muß. Sein eigener Sohn könnt ihm nichts Besseres tun, als ihn erlösen. Er wird zu seinem Sohn noch sagen: Bring mich um, oder ich such Dir! . . . Lauf, lauf! . . . Willst noch nicht? . . . So laß ihn leiden wie einen geißelten Hund, damit er Zeit hat, die Winka in den Brunnen zu jagen und den Sohn um sein Glück zu fluchen und sich selber ums ewige Leben.“

Sie sprach leise mit heftiger und furchtbarer Beredsamkeit, und Birgil zuckte unter dem Schwall ihrer Worte wie von tausend Nadeln gestochen. „Ein Liebeswerk,“ schloß sie, „ein Werk der Barmherzigkeit, den zu erlösen; was ein rechter Mann wär, tät's um Gotteswillen.“

Er leuchtete, es war ihm gräßlich zu sehen, daß die Augen seines Weibes in der Dunkelheit glimmten von eigenem sahnen, weißlichen Licht.

„Um Gotteswillen? . . . Um Gotteswillen also,“ wiederholte er, wendete sich und trat seine Wanderung an.

Das Gäßchen, dem er zueilte, wurde von der Rückwand einiger Scheuern und vom Zaun des Bürgermeistergartens gebildet. An der Ecke des letzteren angelangt, blieb Birgil stehen. Hinter dem Zaun regte sich's . . . Ein Geslüster drang an des Alten Ohr, ein zärtliches Liebesgeslüster, ein Seufzen, Kosen, Küssen, ein Abschiednehmen für eine Nacht, als wär's für die Ewigkeit . . . Es sind die Zwei, dachte Birgil, es ist der Kader, der da küßt und herzt — der Kader, für den ich hingehen und t'en muß . . . Muß ich? . . . War gestern bei der Weicht und geh aufs Monat wieder . . . Und das könnt ich nicht beichten, und dafür gib't's kein Absolution, dafür gib't's nur die Gölle. — Um

Vorigen Sonntag hat der Pfarrer von ihr gesprochen und ihre Qualen ausführlich geschildert.

Der Hirt eilt immer noch vorwärts, seine Zähne schlagen zusammen, es pfeift laut in seiner Brust. Geulen und Zähneklappern, das ist schon die Hölle, er trägt sie schon in sich . . . Außer ihm ist sie aber auch, die Dunkelheit ist Hölle . . . Und was wandert da vor ihm her, was für ein breiter schwarzer Strich, noch schwärzer als die Finsternis? — Ei, der Pabel! blüht es durch das chaotische Durcheinander seiner Vorstellungen. Ruf ihn — so ruf ihn doch, ermahnt er sich selbst . . . Wozu? Nun, um ihm das Gift . . . er dachte es nicht mehr aus. Ihm war, als ob sein Kopf wüchse und groß würde wie ein Rehweimerfah, und als ob seine Füße so schwach und dünn würden wie Weidenruten; und diese schwachen Füße sollen den ungeheuren Kopf tragen und die Hölle, die er in der Brust hat? Das geht nicht, das nicht . . . Was aber geschieht jetzt? Heiliges Erbarmen! . . . Der schwarze Strich verändert die Form, und es ist nicht Pabel, es ist der leidhaftige Teufel, hinter dem Virgil einhergeht, der Teufel, der sich nicht einmal nach ihm umsieht, so sicher ist er: Der folgt mir gewiß. Dem Hirten schwindelt, und er bricht zusammen. „Nein!“ würgt er hervor, „nein, ich tu's nicht! Hergott im Himmel, gebenedeite Dreifaltigkeit, verzeih mir meine Sünden!“ Und vor dem Namen des Höchsten und Heiligsten verinnt der Spuk, und es ist Pabel, der sich jetzt über den Alten beugt und fragt: „Was wollt denn Ihr da?“

„Ich, ich?“ schluchzt Virgil und klammert sich mit beiden Händen an ihm fest: „Ich — nichts. Gift hab ich bringen sollen, aber ich tu's nicht . . .“

Er erhob sich, den Arm Pabels immer festhaltend, zertrat das Fläschchen und stampfte die Scherben in die Erde. „Schau mir zu,“ rief er, „bleib da und schau mir zu.“ „Laßt mich aus, Ihr seid einmal wieder betrunken,“ brach der Junge, machte sich los von Virgils frampshaftem Umklammern und stieg über den Zaun in den Garten.

Am nächsten Morgen erwachte Pabel aus tiefem Schlafe. Die Tür der kleinen Kammer, die ihm der Lehrer als Wohnstube angewiesen hatte, war aufgerissen worden, im Dämmerlicht des grauen Herbsttages stand der Schulmeister da und rief: „Steh auf! beil Dich — Du mußt die Sterbelocke läuten.“

„Für wen denn?“ fragte Pabel und regte die schlummer-schweren Glieder.

„Für den Bürgermeister.“
Der Junge sprang empor wie angeschossen.
„Er ist tot, ich gehe hin, besorg Du das Läuten,“ sprach Sabrecht und eilte hinweg.

Pabels erste Empfindung war Schrecken und Staunen. Der Bürgermeister, dem er gestern das Mittel gebracht hat, das ihn gesund machen sollte, nicht genesen? gestorben — nicht genesen? . . . Das Mittel hat nicht geholfen! Gott hat's nicht gewollt, darum vielleicht nicht, weil er's wohl meint mit Pabel, dieser gute Gott. Er hat vielleicht den Bürgermeister sterben lassen, damit der Pabel nicht zwingen könne, noch länger bei Virgil zu bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Schmierer- und Schminketurm.

Auf wieviel Schauspieler paßt heute noch das „Nationale“: Von der „Schmiere“ gekommen? Jahr um Jahr lichtet sich die alte Garde derer, die von der Pike aufwärts bis zu gerühmter Künstlerschaft gekommen sind. Da und dort ragt wohl noch eine hohe Säule empor. Aber Gebatter Tod steht nicht mehr fern — mit halb erhobener Spitze. Wer weiß? Morgen und übermorgen vielleicht — wer weiß? Wer weiß? . . .

Das neue Mimengeschlecht entwickelt sich von einer festeren Basis her. Man habe Talent oder keine — auf alle Fälle spielt heute das kapitalistische Element die Hauptrolle. Wer ein paar braune Lappen besitzt oder einen „Mäzen“ aufstreibt, der ihm das nötige Kleingeld flüssig hält, geht auf eine „Theaterschule“; und bereits nach Jahresfrist, oft sogar früher, wird er auf die Menschheit losgelassen. Er ist über Nacht ein „Künstler“, eine „Künstlerin“ geworden — um: wenn er Glück und Gönner hat, Staffel für Staffel, zuweilen sogar mit einem Riesensprung den Lorbeerkrantz des Ruhmes zu erhaschen oder, wenn es schief ging, irgendwo als Künstlerproletar zu verkommen. . . . Dies kommende, teilweise schon vorhandene Geschlecht wird gänzlich von sich abgeleitet haben: das romantische Zigeunertum der „fahrenden“ Theaterspielerleute von dazumal; den heroischen Mut zum Gendtragen, um der Kunst willen; den goldenen Gleichmut, der Berg: zu versehen wählte und

noch viel, viel anderes mehr — nicht zuletzt das ursprüngliche Talent. Ich fürchte: die neue Mimengeneration wird sicher immer das goldne Kalb umtanzen. Ob aber solcher Längergilde auch ein vorbildlich hohes, freies Künstlertum sich paaren werde, — das soll doch noch erst eine ferne Zukunft lehren. Die Hezjagd nach Geld und äußerlichen Ehren wird schwerlich demokratischen Herzenerregungen Raum gestatten. Und sie sind doch gerade das Erbteil einer weniger mit Rosen als mit Dornen bestreuten Künstlertalantbahn!

Die Melodie hiervon glaubt man auch, obwohl leis und zwischen-tönig in: „ . . . weil noch das Lämpchen glüht“ zu vernehmen. Unter diesem Kokebueschen Titel gehen nämlich die von Albert Vorse hinterlassenen Erinnerungen und Schilderungen aus dem Bühnenleben der letzten dreißig Jahre, die Artur Dinter „im Auftrage der Genossenschaft deutscher Bühnengehöriger“ jüngst (im Verlag „Neues Leben“ bei Wilhelm Vorngräber, Berlin) herausgegeben hat. So mancher erinnert sich wohl noch des im vorigen Jahre verstorbenen Künstlers, der seit längerer Zeit bis zu seinem Tode an verschiedenen Berliner Theatern tätig gewesen.

Vorse hat viel Elendjahre bei wandernden „Schmierer“-Direktoren durchmachen müssen. In Oesterreich-Ungarn, Bayern, Sachsen, Thüringen bis Rügen hin ist er von Dorf zu Dorf, von Städtchen zu Städtchen herumgekommen, bis es ihm gelang, bei einem größeren Provinztheater festen Fuß zu fassen und schließlich in Berlin heimisch zu werden. Albert Vorse ist der geborene Abschlepper des so wechselreichen Bühnenlebens. Aus seiner rastlosen Feder ist so mancher löbliche Beitrag gestossen. Die Zeit, da er selbst als „junger Acker“ bei Schmierern oder gar ihrer armeligsten Abart: der „Meerschweinchen“ auf Leistung Geldern bis zu 14 Vogen „hinlegte, daß sämtliche Kulissen wadelten“, ist ihm trotz aller Trostlosigkeit doch die schönste gewesen. Da sehen wir die Truppe hinstreichen auf dem achsenquietschenden Leiterwagen mit seiner Last von Kulissen, Ritterstüben, mottenzersessenen Kostümen, Komödianten, Sorgen und Galgenhumor, alles durcheinander im bunten Gemisch. . . . Und was alles nannte sich da nicht „Direktor“ oder „Schauspieler“?

Unter den wandernden Komödianten in Oesterreich gab es 14 Analphabeten. Mit schweren Gebrechen behaftete Mitglieder existierten 105! Ein Mann namens Ritter Kühne v. Schemmel erhielt von der Behörde die Konzession als Theaterdirektor unter der Bedingung, daß er auf seinen Adel Verzicht leiste. Nachdem dies geschehen, hat er den Verein deutscher Bühnengehöriger in Oesterreich um ein Darlehen von 30 Gulden, damit er seine Direktion beginnen könne. Vor dieser neuen Karriere war er fünf Jahre hindurch als Dienstmann in Klosterneuburg beschäftigt. Eine Frau, die durch sieben Jahre in Wien als geprüfte Hebamme ihre Funktionen pflichtgetreu besorgte, fühlte plötzlich das Bedürfnis, Theaterdirektorin zu werden. Sie erhielt von der Behörde die Konzession und begründete eine Schmiere. Ein Herr Willguth gewann im kleinen Lotho acht Gulden, kaufte sich dafür eine Handvoll Neulameblücker, engagierte drei Männlein und zwei Weiblein und errichtete ein „Theater“. . . . Aber was für geriebene Gauner und Filous gibt's auch unter diesen „Nusenhauptlingen“ oder „Talentpächtern“! Sie pressen die armeligen Mimern, die, während sie abends für 20—50 Pfennige spielen müssen, tagsüber zu jeder sich anbietenden Hantierung greifen, um lebendig zu bleiben, nicht selten noch um ihre sauer verdienten Vettelgrotschen. Der Hunger treibt sie Sommers in die Schoten und Kartoffelfelder, den leeren bellenden Magen zu füllen. Freilich — die allerwenigsten Schmiererinnen fühlen sich in ihren kläglichen Verhältnissen irgendwie unglücklich, elend oder gedrückt. Ihnen wird der Gemüß an der Welt nicht getrübt durch die Konjunkte einer aufwärts stürmenden Künstlerseele, nicht durch die marternde Sorge um die Behauptung der erklommenen Höhe, sie brauchen nie eine Stufe herabzusteigen, da es eine tiefere nicht gibt; sie kennen nicht die Schwinger, aber auch nicht den Sturz des Ikarus; sie loben sich, niedrig zu stehen, sich verbergend in ihrer Schwäche. So sind sie unbewußt die weisesten Lebensphilosophen, ohne sehnsuchtsvolle Bedürfnisse.

So lang der Wirt nur weiterborgt,
Sind sie bergnüt und unbeforgt.

Natürlich — der Spielplan ist auch danach! Die Schmierer — bekundet Vorse aus tiefster Erkenntnis mit sarkastischem Humor — haben das eine mit den Hofbühnen gemein: ihr Repertoire ist durch die „Moderne“ absolut nicht angekränkt. Die Landleute haben am liebsten blutrünstige Tragödien, als da waren „Der bayerische Hiesel“, „Uraß der Wilde“, „Rose Sandor“, „Die beiden Grafen“ (Raubmörder), „Schloß Greifenstein“ oder „Der Schwur“ bei des Waters Leide“, „Barbara Ubril“ oder „Die eingemauerte Nonne von Krakau“, „Die Räuber auf Maria Kulm“, Rauppach's Müller und sein Kind“, sowie die Haupt- und Staatsaktion aller Schmierer: Holtei „Leonore“ oder „Der Totenritt um Mitternacht“ — und warfen unter Weisfallstosen Sped und Leberwürste auf die Bühne. Jedes solcher Schauerdramen, in denen die Leichen schließlich herum-lagen wie tote Pfiegen, endigte mit einer großen Apothose, die Vorse drollig schildert.

Eine Nordsgaudi war zumeist das Zettelaustragen. Dazu gab sich jeder gern her — in Erwartung seiner Abfütterung bei den Bauern. Direktor Kleiderped — komischer Name! — ließ aber selten einen Mimen herzu; denn die nicht vertilgten Reste brachte

er als sorgsamer Familienvater stets den Seinen. Er verstand dies Geschäft vorzüglich. Sein redegewandter Mund floß umsomehr über, als sein Herz voll, aber sein Magen leer war. „Ich habe doch Ehre, meine Hochberehrten und mach ich gleichzeitig doch höfliche Einladung zur heutigen Vorstellung. Es wird gegeben, Genofesa oder doch wohlthätige Hirschkuch oder Liebe, Gah, Verrat und der Lüge Lohn“. Ein außerordentlich herzergreifendes Schauspiel, wobei sich die Herrschaften gewiß gut amüsieren werden. Jessas, was siehst du? Erdäpfelnudeln wer'n g'macht? Zu so was kommt halt unseraner net!“ — „Ja, essen's denn doch Erdäpfelnudeln so gern?“ — „Mei halbes Leb'n laß ich dafür!“ — „No, so kummens halt mittag her, auf a paar Nudln kummst uns net an!“ — „D, i bin ganz glückli, küß die Hand, gnä Frau, i werd' pünktlich da sein!“ (Im Abgehen zur Saumagd): „Küß die Hand, gnä Fräulein!“

Nachdem nun Vorée an wirklichen, ständigen Theatern Mitglied geworden, sah er sich die „Musentempel“ — Hoftheater — Stadttheater — Residenztheater — Kurtheater — Dilettantentheater — nebst allen sonstigen Gattungen gut von innen und außen an. Es sind treffende Charakteristiken, die er von ihnen mit lustigem Pinsel hinstrichelt. Dann kommt „Berlin“ und die Provinz. Wie jeder von da draußen um Palmarum nach der Reichshauptstadt hineingespuckt wird. Ach ja, der Größenwahn derer von Mezeritz, Khriz an der Anatter usw. I Wer verschiedene jährliche Stammgast des nunmehr eingegangenen, jetzt zu einem Schultheißischen Bierlokal umgewandelten Café „Bestminster“ — vulgo „Mistfenster“, „Café Größenwahn“, „Reppercafé“ — unter den Linden gewesen ist, er kennt die Naturgeschichte der verkommenen Genies, die sich hier täglich ein lärmendes Stelldichein gaben, den Keckern die Buchenschüsseln leer futterten, den Klaffe schuldig blieben aus lauter Zerkrentheit, aber nicht etwa in Folge Schwindsucht im Portemonnaie — behüte! Prächtig plaudert sodann Vorée über alles, was „hinter den Kulissen“ geschieht; wie es im Konversationszimmer oder bei den Proben hergeht bis zum Garderoaen- und Lampensieber — wenn der Vorkang sich hebt und wenn er sich hinter dem ausgepiffenen Helden wieder hinabsenkt. D, und erst die „Mänentypen“: vom „Talentpäcker“ bis zum „Verhönerungsrat“ herunter. Eine ergötzlich charakterisierte Helden-schar! Dazu „Theaterhumoresken“, zwerchfellerschütterndes Lachen erregend — und doch manchmal auch voll ernster Größe, von Menichlein handelnd, deren Elend komisch, deren Komik tragisch ist.“

Die Bühnengenossenschaft aber hat ein gutes Werk mit dem Buche verrichtet. Und so wird Vorées Namen und Wirksamkeit noch lang lebendig bleiben. E. K.

Aus Kräuterbüchern.

Der Umfang des wirklichen Wissens von den Vorgängen in der Natur und dem tierischen und pflanzlichen Leben war bis in die Mitte des 17. und 18. Jahrhunderts ein äußerst geringer. Ist doch der Kreislauf des Blutes erst 1619 von William Harvey entdeckt worden, erst 1774 der Sauerstoff von Priestley und 1784 der Wasserstoff von Henry Cavendish. Dieser Mangel an wirklichem Wissen wurde vielfach durch Aberglauben ersetzt. Christliche wie heidnische Priester predigten, daß die Seuchen, die die Bevölkerung heimsuchten, die gerechte Strafe der erzürnten Gottheit seien und daß man zu ihrer Befestigung Wufübungen, Wallfahrten usw. machen müsse. Die große Menge war ihrerseits so sehr von der Weisheit ihrer Priester überzeugt, daß sie, statt selbst Abwehrmaßnahmen zu treffen, diesen Holuspokus gläubig durchführten. So machte die Wissenschaft nur wenig und langsam Fortschritte. Erst 1851 wurde von Helmholz der Augenspiegel und erst 1855 von Manuel Garcia der Reflektorspiegel entdeckt. Wohl hatte schon 1720 van Leewenhoeck mit seinem unvollkommenen Mikroskop die Blutkörperchen entdeckt und die Infusorien (Vakterien); indes die große Bedeutung derselben für die Entstehung und Verbreitung der Krankheiten wurde erst in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Lister, Pasteur, Koch und ihren Schülern festgestellt und bewertet.

Aber wie die Gewohnheit im Tun und Denken eine der zähesten Eigenschaften in der menschlichen Natur sind, so erhielten sich auch die Ansichten von den bösen Zustarten und Geistern, den verdorbenen Mägen, von den Heilkräften des zu- und abnehmenden Mondes, des Menschen- und des Varenfettes usw.; und die von den Mönchärzten verkündete Weisheit, daß der liebe Gott gegen jede Krankheit Kräuter habe wachsen lassen, ja sie wird auch heute noch von vielen sonst ganz vernünftigen Menschen geglaubt. Diese Weisheit wurde von den alten Kräuterbüchern von Brunfels, Tragus, Clusius, Konrad Gesner und anderen ausführlich und gelehrt bewiesen. Sie machten sich die Sache eigentlich recht bequem. Von der äußeren Form einer Pflanze, der ihrer Wäuren, Blätter und Früchte, folgerte man, gegen welche Krankheiten eine Pflanze heilsam sei und belegte das durch zahlreiche Märchen und Wundergeschichten. Von den augenähnlichen blauen Blüten der Euphrasia officinalis schloß man, daß diese Pflanze heilsam gegen Augenkrankheiten sei und nannte sie deshalb Augentrost. Von den dreifelligen, leberbraunen Blättern des Leberblümchens, Hepaticatriloba, schloß man, daß diese Pflanze gegen Leberkrankheiten heilsam sei. Von den milzförmigen Blättern der Adoxa moschatellina schloß man, daß diese Pflanze gegen Milzkrankheiten heilsam sei; ebenso nannte man ein

anderes Pflänzchen, das Chrysosplenium alternifolium, mit ähnlich geformten Blättern Goldmilzkraut und erklärte es für heilsam bei Milzkrankheiten. Von den fleischroten Blüten der frühblühenden Tulmonaria officinalis folgerte man, daß diese Pflanze gegen Lungenkrankheiten heilsam sei, daher ihr Name noch heut Lungenkraut. Auch gegen Lungenkrankheiten werden noch eine Reihe anderer, meist im Frühjahr blühender Kräuter von den Kräuterblüchern angegeben, so die durch ihre goldgelben Blüten im Frühjahr ins Auge fallende Goldnessel (Galeopsis ochroleuca). Wir wollen im folgenden einiges Nähere darüber mitteilen, wie dieses Pflänzchen als Heilpflanze einen gewissen Ruf erlangte, als Beispiel, wie ein solcher Ruf entsteht. Diese zierliche Pflanze ist auch vor Jahren einmal von einem Brustkranker als Tee versucht und von ihm für heilsam gehalten worden. Dieser Mann war der Stifsbivitar Martensstock in Bonn, der gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Bonn lebte. Auf seine Empfehlung erlangte, wie Geiger mitteilt, die Pflanze am Rhein bald einen großen Ruf gegen beginnende Schwindlucht. Sie wurde anfänglich teuer bezahlt und meistens aus Blankenheim an der Eifel bezogen, aber er gab der Pflanze dabei einen falschen Namen, wie der Apotheker Sahlmeyer in Köln genau nachwies. Dr. Lejeune in Verbier berichtet, daß in den Ardennen, besonders in der Gegend von Nammedy die Galeopsis ochroleuca schon lange als Heilmittel bekannt sei. Dr. Lejeune stellte in den Jahren 1811 und 1812 Heilversuche mit der Galeopsis an, die ihn in seiner Meinung von ihren medizinischen Tugenden bestärkten. Auch in „Hufelands Journal“ (Juni 1812, pag. 89) wurde auf die Pflanze aufmerksam gemacht. In den oberen Rheingegenden wurde die Galeopsis seit ungefähr 1807 unter dem Namen der Lieberschen Auszehrungskrauter verbreitet. Diesen Namen tragen sie von dem Reg.-Rat Lieber in Ramberg, einem Vorfahren des vor einigen Jahren gestorbenen bekannten Zentrumsabgeordneten Lieber, der mit seinem Geheimmittel einen einträglichen Handel trieb, das Päckchen von 24 Lot für 3 Gulden verkaufte und so viel absetzte, daß er öffentlichen Nachrichten zufolge nur in einer Saison 40 Zentner des Krautes erhielt. Apotheker Wolf in Limburg a. d. Lahn, der erfuhr, daß Lieber bei Blankenheim sammelte, reiste dahin und fand, daß es die Galeopsis ochroleuca sei, worüber er 1811 und 1812 mehrere Aufsätze in der „Allgem. Zeitung“ erscheinen ließ, auch die Pflanze an den Berliner Botaniker Willdenow schickte, der seine Diagnose bestätigte.

Die preussische Regierung ließ in dem Raderer Amtsblatt von 1825 Nr. 47 eine Bekanntmachung eintreten, in der gesagt wurde, was die Lieberkräuter seien, auch daß man in den Apotheken das Pfund zu acht Groschen haben könne (in den Drogenhandlungen wohl ebenfalls). Die sicherste Auskunft über die Lieberschen Kräuter verdankt man übrigens dem verstorbenen Apotheker Stein in Frankfurt, der aus der von Lieber selbst bezogenen Pflanze Samen auslas und daraus die Galeopsis ochroleuca erzog. Mit der Zeit hat der Konsum sehr nachgelassen.

Andere Frühlingskräuter, die man als heilkräftig gegen Lungenleiden empfahl, waren das gefledete Ferkelkraut, Hypochaeris maculata, auch ein Korbblütler wie der Hufslattig, das man im 16. Jahrhundert als ein Mittel gegen die Schwindlucht rühmte, ferner der weiße Andore, Manrubium vulgare, der zu den ältesten Arzneimitteln gehörte, deren die Geschichte Erwähnung tut. Es war im Altertum das Hauptmittel gegen geschwürige Lungen- und Schwindlucht und wird deshalb von älteren Schriftstellern sehr oft angeführt.

Vor etwa 20 Jahren kam ein Geschäftsmann auf den Gedanken, daß auch eine ganz gewöhnliche Pflanze, als Tee verwendet, zur Heilung von Lungenkranken dienen könne, wenn nur der Glaube daran, diese Suggestion, vorhanden sei, und er sammelte oder ließ sammeln den im Frühjahr überall an Wegen, Gräben und Wechern als Unkraut vorkommenden Vogelständerich (Polygonum aviculare), er nannte ihn aber „echten sibirischen Vogelständerich“, machte eine glänzende Beschreibung von seinen großartigen Heilkräften mit erstaunlichen Heilberichten, Dank-sagungen usw., die er in alle Zeitungen brachte, und die ihm von allen Gegenden her riesige Bestellungen brachten. Aber es dauerte nicht lange, so bekam der gute Mann Konkurrenz von verschiedenen Seiten, die ihn an markt-schreierischer Reklame noch übertrafen. Da gab es Weidemann'scher, Homeria's, Widhaus' Stenree, Drochhaus Johannistee, Lüd's Kräutertee, Haberechts Universaltee usw. usw.

Auch die armen Städte, die wegen Verdauungsbeschwerden und anderen Uebeln zu der Meinung gekommen sind, daß ihr Blut unrein sei und einer Reinigung bedürfe, erfahren aus den Kräuterbüchern oder ihren Kompilationen von den blutreinigenden Eigenschaften verschiedener Frühlingspflanzen. Deshalb trinkt man im Frühjahr zur Blutreinigung Tee von Stiefmütterchen, Ehrenpreis, Schafgarbe, weiße Laubnessel, Brunnenkresse, Gundermann, Gumbel-rebe oder man preßt die frischen Pflanzen aus und trinkt den aus-gewaschenen Saft und man ist überzeugt, daß diese Pflanzen eine blut-reinigende Kraft haben.

Aber wie sympathisch sich auch die Bemitleideten Kranken die Eigenschaften der jungen Pflanzen denken, mit all diesen zahlreichen Mitteln gegen Lungen-, Blut-, Leber- und Augenleiden usw. haben die Entdeckungen der erakten Forscher, namentlich der Bakteriologen Koch, Pasteur, Klebs, Dabaine, Willroth und andere arg geräumt, die an ihrer Stelle wirkliche Heilverfahren schafften. Der Gebrauch dieser mannigfachen Frühlingskräuter hat gewiß unter einer gewissen Auto-suggestion vielen Kranken gute Dienste geleistet, aber bei der

modernen Medizin sind ihre Heilkräfte völlig in Mißkredit gekommen. Wohl nur ein einziges Mittel aus der Kräuterwelt hat auch heute noch bei den wissenschaftlichen Ärzten Geltung, nämlich der Fingerhut Digitalis, der in seiner wohlthätigen Wirkung bei gewissen Herzleiden auch heute noch von keinem andern Mittel übertroffen wird, aber nur unter der Leitung eines Arztes zu gebrauchen ist.

H. V.

Kleines feuilleton.

Kunst.

— **Leicht verständliche Kunstliteratur.** Das Leichtverständliche wird allzuoft mit dem Gleichgültigen und dem Seichten verwechselt. Sentimentale Leute, zuweilen auch Spekulanten meinen, man müsse der Wahrheit ein wenig zahme Milch beifügen, um den Kindern, der Masse, dem Volk die Kost beförmlicher zu machen. Das ist natürlich nicht mehr als eine von den konventionellen Torheiten, die vergißt, daß auch das höchste Maß der Geistesbildung kein absolutes ist, und daß jegliches Verstehen schließlich doch immer ein relatives bleibt. Es kommt wirklich nicht so gar viel darauf an, ob alle Einzelheiten eines Lebenskreises der Künste oder der Wissenschaften genützt werden; das Entscheidende bleibt stets der Instinkt, der das Leben selber hinter den Zahlen und Namen wittert. Es gibt Kunstprofessoren, die dem eigentlichen Wesen und den Kräften der Kunst ahnungslos gegenüberstehen; es gibt Laien, gibt Unbetitelte und Unberufene, die zu der Kunst weit innerlichere Beziehungen haben. So bleibt es dabei, daß gerade an die sogenannte leicht verständliche Literatur der höchste Maßstab gelegt werden muß. Wir haben heute einige Neuerscheinungen solcher viel beanspruchender Art zu beurteilen.

Die von der „Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege“ herausgegebenen, im Verlag von Wf. Scholz, Mainz, erscheinenden Monographien sind nicht von gleichmäßiger Qualität. So war es beinahe überflüssig, dem recht unzulänglichen Edmund Steppes ein ganzes Heft zu widmen; eher läßt sich das schon für Friedrich Boehle rechtfertigen. Nur, daß auch hier der Text von Wilhelm Kofde ohne eigentliches Verständnis für das Materielle und allzu kritillos gegenüber der spezifischen Qualität des Künstlers geschrieben wurde. Weit besser und des Anschaffens wohl wert sind die Hefte, die aus dem Werke Kallareuths und aus dem Max Liebermanns charakteristische Proben bringen. Hier wird auch der Text zu einem guten Vermittler. Die Reproduktion in Schwarz-Weiß ist recht erträglich, doch geht bei einigen Blättern der Farbton ein wenig zu sehr ins Rötliche, auch ins Bläuliche. — Ernst Schur hat einen „Führer durch die Kunstgeschichte“ geschrieben (verlegt bei Eberhard Fromme, Berlin). Es ist ein Wagnis, solch Unternehmen auf 150 Seiten besreiten zu wollen. Und so ist es dem Verfasser auch nicht gelungen, den allzu umfangreichen Stoff so darzustellen, daß die einzelnen Zeiten plastisch sich runden. Eigentlich wurde es mehr ein Repetitorium für den Museumsbummler. Wer die Dinge nicht bereits kennt, wird das Büchlein kaum mit Ertrag lesen können. Zuweilen schleicht sich auch eine Banalität zwischen die Zeilen, so etwa: „Eigentümlich ist, daß die Chinesen eine ausgesprochene Vorliebe für Kalligraphie, für schöne Schrift, besaßen.“ Das ist gar nicht so eigentümlich, gehört vielmehr zu dem Elementaren aller asiatischen Kunst, zu der natürlichen Begabung für das abstrakte Ornament. Am besten geraten die Kapitel über das europäische Mittelalter; die Schilderung ist an diesen Stellen recht lebendig und vertieft sich das öfteren zu schönen psychologischen Erkenntnissen. Etwa bei der Darstellung des romanischen Stils: „Die Architektur übernahm die Führung so ausschließlich, daß die andern bildenden Künste nur unvollkommen zur Entwicklung gelangten. Es entsprach dies einer Zeit, in der der Einzelne nichts, die Masse alles galt. In Ständen, Genossenschaften, Korporationen sonderte diese Masse, und der Einzelne galt nur insofern etwas, als er einem dieser Komplexe angehörte.“ — Eine ähnliche Aufgabe hat sich Ernst Sohn-Wiener gestellt. Er schrieb eine „Entwicklungsgeschichte der Stile in der bildenden Kunst“; sie erschien in der Sammlung: „Aus Natur und Geisteswelt“ bei W. G. Teubner. Die zwei kleinen Bändchen sind ganz leidlich geschrieben, und da sie auch geschickt illustriert wurden, können sie wohl als Einführung in das Verstehen der Künste genutzt werden. Freilich, man spürt deutlich den theoretischen Kopf, die Schulweisheit, die auch so gern der Kunst Gehege diktiert möchte. Es ist Doktorenwissenschaft, zu sagen: „Fraglos ist die ägyptische Pyramide das monumentalste Gebilde der Baukunst überhaupt.“ Vor solchen Dogmen sollte man sich hüten. Es gibt gewiß manch Einen, der zum Beispiel die Kathedrale von Rheims für monumental hält. Solche Mängel hindern indes nicht, daß diese kurze Entwicklungsgeschichte die Temperamente der verschiedenen Zeiten und Völker geschickt einzufangen wußte. Man könnte den Stil hier und da impressionistisch heißen; leider läßt sich der Verfasser verführen, zuweilen zu dem billigen Mittel des Feuilletons zu greifen. Dann entschöpfen ihm so unglückliche Vorbildungen wie „aufgipfeln“ und „verunkelt“. — All solcher Mängel ledig ist das gleichfalls bei Teubner erschienene Bändchen „Deutsche Baukunst“ von Dr. Adelbert Matthaei. Es behandelt die Zeit vom Mittelalter bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts und ist die Fortsetzung eines bereits früher erschienenen vom Altertum bis zum 14. Jahr-

hundert reichenden Teiles. In musterergültiger Weise und in einer Sprache, die sich nie gegen das Sachmännische vergeßt und doch stets lebendig zu gestalten weiß, werden die kompliziertesten Zusammenhänge, die schwierigsten technischen Probleme zum Greifen deutlich dargestellt. Die Leichtverständlichkeit dieses Büchleins ergibt sich aus dessen Qualität, aus der absoluten Klarheit, mit der Matthaei die Dinge und deren Bewegungen zu sehen vermag. Was der Verfasser in der Vorrede verspricht, hält er ganz und trefflich: „Es wird zunächst die geschichtliche Grundlage gegeben, aus der das Balken der Baumeister erst verständlich wird. Es wird dann gezeigt, wie der Raumsinn sich verändert, wie auf Grund dessen die konstruktiven Probleme in Grundriß und Aufriß gelöst werden, und welche Wandlungen in der Lichtzuführung, der Formengebung und der Gestaltung des Außenbaues eintreten. Es wird endlich geschildert, wie die Bauaufgaben sich erweiterten und wer die Bauherren und die Bauleute in den einzelnen Epochen gewesen sind. Dieser Darlegung folgt jedesmal ein ganz kurzer Ueberblick über die geschichtliche Entwicklung, aus der ein paar charakteristische Beispiele herausgegriffen werden, um die Darlegungen zu veranschaulichen.“ Diese beiden Bändchen von Matthaei erfüllen den klassischen Typus der leicht verständlichen Kunstliteratur. H. Br.

Astronomisches.

Der Hauber des großen Orionnebels. Die Wunder jener ungeheuren, unendlich fernen Nebelwelt, die auch der Laie unter dem Namen des großen Orionnebels kennt, schildert in leuchtenden Farben Edgar Lucian Larin, der Direktor des Mount Lowe-Observatoriums in Kalifornien in einem Aufsatz, der die von Direktor Dr. Archenhold herausgegebene astronomische Zeitschrift „Das Weltall“ veröffentlicht. Larin hat mit dem 60 zölligen Spiegel der Carnegie-Sternwarte auf dem Mount Wilson durch lange Expositionszeit eine Reihe ganz hervorragender Photographien des Zentrums dieses wunderbaren Nebels erhalten, die Negative vergrößert und als Diapositive geeignet beleuchtet. Ein Anblick himmlischer Schönheit und Pracht, so schildert Larin den Eindruck auf den in einem verdunkelten Zimmer stehenden Beobachter, bietet sich bei der Einschaltung des elektrischen Lichtes hinter der Platte dem überraschten Auge dar. Kein menschliches Auge hat jemals etwas geschaut, das sich mit diesem Anblick messen könnte. Seit meiner Jugend, schwärmt Larin, habe ich den Orionnebel mit Bewunderung betrachtet, die sich mit den Jahren immer mehr steigerte; aber niemals habe ich ihn perspektivisch gesehen, niemals die herrlichen Bilder geahnt, die sich hinter der anscheinend flachen Oberfläche verborgen. Nur enthält uns diese wunderbare Photographie, daß die Mitte des Nebels die Öffnung einer riesenhafte Höhle ist, deren Wandungen von leuchtender glänzender Materie gebildet, sich bis zu einem weitestfernten Endpunkt erstrecken. Die Öffnung dieser Nebelhöhle ist unregelmäßig, auch die wunderbaren Wände und Seiten, Boden und Dede zeigen unregelmäßige Umrisse. Keine Messung der möglichen Tiefe dieser Höhle im Weltall, ihres Bodens, der kosmischen Wandungen kann hier vorgenommen werden. Das tiefe, weite, zerrissene, unregelmäßige und wilde Innere kann nur mit dem Geiste, nicht mit dem Mikrometer gemessen werden; aber wenn man annimmt, daß der Abgrund dreimal so groß wie der Durchmesser der Öffnung ist, so würde die Tiefe 200 Trillionen Kilometer betragen, das ist der Abstand des Sirius vom Sonnensystem. Eine Reihe von 3000 Ringen mit je einem Durchmesser gleich dem der Neptunbahn könnte sich in dem mächtigen Raume dieser Lücke bewegen, oder auch 90000 aneinandergelagerte Kreise, jeder von der Größe der Erdbahn, Tausende von Sonnensystemen wie das unsrige könnten reichlich Platz in der weiten Ausdehnung dieser Höhle finden. Aber in ihr herrscht keine Dunkelheit; überall ist Licht. Die Wände erglänzen und leuchten in einem Glanze, der jede Vorstellung übertrifft und nicht beschrieben werden kann. Millionen winziger, glitzernder Bünktchen, kosmische Diamanten, schmücken alle Teile des gigantischen Innern. Die Wandungen verschieben sich nach innen und außen, was ihnen den Anblick von Pfeilern und Säulen verleiht. Mag dieser Nebel, der vielleicht 8 Quadrillionen Kilometer von uns entfernt ist, nun der größte im Weltall oder mit vielen anderen vergleichbar sein: auf dem Gipfel des Mount Lowe, wenn der Regen jede Spur von Staub niedergeschlagen hat und kein Wasserdampf in der Atmosphäre vorhanden ist, zeigt der 16zöllige Refraktor, daß das ganze Sternbild des Orion wie in glänzende und leuchtende Nebelmassen getaucht erscheint. Es ist etwas heller als der helle Hintergrund des Himmels, da das ganze Sternbild in eine Nebelhülle gebettet ist, mit Ausnahme der verhältnismäßig kleinen Dunkelräume, der wenigen Stellen, an denen die Lichtströme Materie fehlt. So ist es klar, daß der bei weitem größere Teil der vorhandenen Materie sich noch nicht zu Welten und glühenden Sonnen verdichtet hat. Noch ist die Wissenschaft nicht imstande, uns Aufschlüsse zu geben, wie Gas, Nebelmassen, dünne Materie, Staubteilchen und ähnliches dieses wunderbare Licht aus starrer Leere bei absolutem Nullpunkt, das ist -274 Grad, ausfinden können, wofür ein solcher Zustand überhaupt existiert. Weder ist bis jetzt das kosmische Licht des Himmelsgrundes und der Nebelwelten erklärt, noch sein Ursprung enthüllt worden. Diese ungeheure Höhle im Orion ist jedenfalls das glänzendste Objekt, das uns die Himmelsphotographie nahegebracht und in seiner grandiosen Schönheit enthüllt hat.